



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Die Grafen von Altenscherdt : Roman : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Sechshundvierzigstes Kapitel.



Während das alte Schloß der Schauplatz mörderischer Thaten war und alle seine Gemächer und Korridore von den Erzählungen dieser Thaten erfüllt waren, blieben nur allein die stillen, abgelegenen Thurmzimmer Dorotheens unberührt von den Schrecken des Tages.

Es war Dorothea nichts davon mitgeteilt worden, daß ein Duell zwischen dem Grafen von Francken und dem Freiherrn von Waldeghem stattgefunden hatte. Auch von der Verlesung jener wichtigen Bestimmung über die Erbschaft, sowie von der Abreise der heftigen Sextus hatte man ihr nichts gesagt.

Hier, wo das leidende junge Mädchen in der tiefsten Erschütterung ihres Innern sich von jeder Berührung mit der Außenwelt fernhielt, hier herrschte vollkommene Ruhe, und nur die stille Einsamkeit des Himmels und des Waldes blickten in das hochgelegene Zimmer herein. Wolken zogen droben vorbei, und die unabsehbaren Flächen der herbstlich gefärbten Baumwipfel breiteten sich unten aus, aber von den Ereignissen der Menschenwelt durfte nichts in das Zimmer dringen, wo die im Herzen Getroffene auf Genesung harrete.

Nur Millicent war bei ihr, und diese treue Freundin verließ sie keinen Augenblick. Seitdem sie von ihrem Besuche in Scholldorf in der Frühe des Morgens nach dem Verlobungsfeste zurückgekehrt war, blieb sie unablässig bei Dorothea. Denn die Kunde, welche sie von Eberhardt zurückgebracht hatte, war von tief ergreifender Wirkung auf die Unglückliche gewesen, und ihr Zustand war so beunruhigend, daß Millicent es nicht wagte, sich auch nur für eine Stunde von der Freundin zu entfernen. Mit glänzenden, fieberhaften Augen blickte Dorothea um sich und wiederholte immer wieder, ohne doch, wie es schien, zu wissen, was sie sprach, alle die Klagen, in welchen sie ihr Leid der vergangenen Zeit schon so oft gegen Millicent ausgeströmt hatte. Erst gegen Morgen in der zweiten Nacht nach jenem Feste, welches die entscheidende traurige Wendung ihres Schicksals zu bezeichnen bestimmt erschien, siegte die jugendliche Kraft

ihrer Körpers über die Erregung ihres Geistes, und sie versank in einen tiefen, ruhigen Schlaf.

Millicent bewegte sich geräuschlos in dem Schlafzimmer, um sie nicht zu erwecken, ging häufig hinüber in das Zimmer mit dem Altan, blickte sinnend hinaus in die stille Landschaft, zermarterte ihren Kopf im Brüten über die Zukunft und kehrte immer wieder, auf den Fußspitzen schleichend, an Dorotheens Lager zurück, um sich mit Befriedigung zu überzeugen, daß die regelmäßigen Atemzüge der Schlafenden noch fort dauerten, und daß ihr Gesicht einen friedlichen Ausdruck trug.

Dietrich kam an diesem Morgen, um zu fragen, ob in dem Befinden seiner Braut die erhoffte Besserung eingetreten sei, ebenso erschien der Arzt, und auch der Baron ließ fragen, wie es Dorothea ergehe. Aber Millicent ließ niemand herein und fertigte alle an der Thür ab.

Endlich, gegen Mittag, gewahrte Millicent, die auf einer Fußbank neben dem Bette saß und, den Kopf auf den Arm gestützt, voll Theilnahme Dorotheens Antlitz betrachtete, daß die Freundin dem Erwachen nahe war.

Dorothea atmete einmal tief, als ob sie seufzte, bewegte die Arme, fuhr mit der Hand über die Stirn und schlug dann die Augen auf. Ihr Antlitz, dessen Blässe an den verfloffenen Tagen Millicent erschreckt hatte, war mit einer sanften Röthe bedeckt, wie bei einem Kinde, und der beängstigende Glanz der ruhelosen Augen war einem friedlichen Schimmer gewichen. Aber eine Miene voll Trauer überzog in der nächsten Sekunde dies aus dem erlösenden Schlafe erwachende Antlitz, als die Besinnung zurückkehrte und das Bewußtsein der Wirklichkeit die angenehme Täuschung des Schlummers vertrieb.

Millicent erhob sich und drückte einen Kuß auf die Stirn Dorotheens.

Es ist also wahr, sagte Dorothea mit leiser Stimme und schwermütigem Tone, es ist also wahr, daß ich noch lebe und meinen Schmerzen zurückgegeben bin! Und ich war so glücklich in meinem Traume!

Ich habe es gesehen, mein armes Herz, erwiderte Millicent. Ich habe dich im Schlafe lächeln sehen und möchte es für eine gute Vorbedeutung nehmen.

Eine gute Vorbedeutung! Ach Millicent, du weißt nicht, was mir träumte. Ich sah im Schlafe meine Mutter. Sie sah mich mit einem freundlichen und überirdischen Lächeln an, ergriff meine Hand und — was kann es anders bedeuten als das von mir erhoffte Glück im Todesschlaf, daß sie es war, die meine Hand mit einer andern zusammensügte, die lebend nie mit der meinigen verbunden sein wird? Aber wann wird es sein? Wann wird die Ruhe mir winken? Nun ich erwacht bin, fühle ich von neuem den Druck der irdischen Kette, und der Himmel weicht zurück von mir. Ach, wenn du wüßtest, wie deutlich dieser Traum war! Noch jetzt ist es mir, als sähe ich ihn vor mir, den meine Mutter mir zuführte, und ich empfinde wiederum diese lebhaft und köstliche Bewegung, die mir früher seine unerwartete Annäherung einige male verursachte: Seine Miene, sein Anzug, seine Art sich zu halten, das krause blonde Haar in seinen Schläfen, sein ruhiges blaues Auge, alles das steht so deutlich vor mir. Der Ton seiner Stimme zittert noch in meinem Ohr — ich greife nach seiner Hand, und das Bild weicht vor mir zurück und verriinnt. Ach, es ist die Wirklichkeit, die ihn mir raubt!

Vielleicht, sagte Millicent. Vielleicht aber auch nicht. Du sprichst vom Tode und bedauerst, daß du noch lebendig bist. Aber ich denke, die Haupt-

sache ist doch, daß beide Teile, die sich lieben, überhaupt noch leben. Solange sie lebendig sind, ist immer noch Hoffnung da. Wenn eins von beiden aber tot ist, da kann man nur aufhören zu reden.

Hoffnung! Und welche Hoffnung könnte ich hegen? Du sagtest mir, daß er nicht abgereist ist, daß er wieder in Scholldorf ist, daß er jenen Brief nicht geschrieben hat. Aber wo anders sind wir denn als eben da, wo ich mein Wort von ihm zurückverlangte? Ach, ich mache mir ja selbst Vorwürfe wegen meiner Schwäche! Ich sage mir, daß ich als Tochter zu gehorsam und als Liebende zu furchtsam bin. Aber indem ich es mir sage, wird der alte Zwiespalt in mir wieder aufgewühlt, ich muß jene schrecklichen Kämpfe von neuem wieder beginnen, und ich fühle nicht die Kraft dazu.

Was ich dir noch nicht gesagt habe, entgegnete Millicent, ist, daß er dich sehen will. Er läßt dir sagen, daß er dich unbedingt sehen und sprechen muß. Ich wollte es dir gestern noch nicht mitteilen, weil du ganz außer dir warst.

Du sagst mir eben nichts neues damit, mein gutes Kind. Denn da er zurückgekehrt ist — welche andre Absicht könnte er dabei haben? Nur sehe ich darin keine Beruhigung, und ich darf es nicht vergessen, daß ich eine Braut bin.

Ohne auf die Entgegnungen Millicents genau zu hören und nur mit Seufzern darauf antwortend, stand Dorothea auf und kleidete sich mit der Freundin Hilfe an. Sie fühlte sich durch den Schlaf gestärkt, und obwohl das Leid ihrer Seele nur neue Deutlichkeit und Schärfe dadurch erhalten hatte, war sie doch körperlich kräftiger als an den vergangnen Tagen und empfand in ihren Gliedern einen Teil der gewohnten Elastizität. Sie setzte sich auf ihren Lieblingsplatz an die Fensterthür, die auf den Altan hinausführte, und blickte nachdenklich auf den Wald hinab. Bekümmert sah Millicent die blassen Wangen und das stille, schwermütige Licht der schönen, dunkeln Augen, die sonst so feurig und lebensfroh geblüht hatten.

Es ist mir schmerzlich, daß ich meiner Pflicht so wenig nachkomme, begann Dorothea nach einer stummen Pause, während Millicent schweigend zu ihren Füßen saß. Das Schloß ist voll von Gästen, die sich doch amüsiren wollen und ein Recht darauf haben, amüsiert zu werden. Sind sie doch zu einem Feste eingeladen worden! Und ich sitze hier oben und bekümmere mich um nichts. Ach, die guten Leute! Vielleicht ist es besser, daß sie mich nicht zu sehen bekommen, damit mein trauriges Gesicht nicht einem Gespenste gleich unter ihnen umhergeht und ihre Fröhlichkeit verbannt.

Millicent war in Verlegenheit, was sie sagen sollte. Durfte sie erzählen, was sich ereignet hatte? Sie hielt es für klüger, noch nichts zu sagen, um nicht neue Aufregungen hervorzurufen.

Du solltest dich doch nicht so viel um andre Leute grämen! sagte sie. Das wäre noch schöner, wenn du, auf deren Unkosten die Feste gefeiert werden, auch noch für die Amüsements sorgen solltest.

Und doch, meine liebe Millicent, entgegnete Dorothea sanft, wäre es besser und klüger, sich zu überwinden und an die andern zu denken, anstatt nur immer mit dem eignen Kummer beschäftigt zu sein. Ich denke, darin liegt das Geheimnis des Glückes, und nur der Egoist ist traurig.

Sa, weiter fehlte nun nichts mehr, sagte Millicent in scheltendem Tone. Das ist das richtige. Du bist der Egoist, der nur an sich denkt.

Wir sind es alle zu sehr, das meine ich ganz im Ernste. Niemals erreichen wir das erhabene Vorbild, das uns Christus aufgestellt hat, obwohl

wir doch wissen sollten, daß er dies zu unsrer Seligkeit gethan hat, und daß wir das Glück in nichts andern finden können als darin, daß wir ihm nach-eifern. Siehst du, liebe Millicent, ich bin nicht so arm an Phantasie, daß ich mir nicht auszudenken vermöchte, was du meinst, das ich thun sollte. Immer beschäftigt mich der Gedanke daran. Eberhardt hat den Brief nicht geschrieben, den mein Vater erhalten hat, und ich kann mich nicht des Verdachts enthalten, daß die Gräfin ihn gefälscht hat, obwohl ich kaum glauben kann, daß sie so schlecht und auch so unvorsichtig gewesen sein sollte. Nun kann ich ja zu meinem Vater gehen und kann ihm sagen, wie es mit diesem Briefe steht, der mir den letzten Halt des Widerstandes entzog. Aber was wird es nützen? Glaubst du, daß die Gräfin, wenn sie wirklich diesen Brief gefälscht hat, jemals eingestehen würde, sie hätte es gethan? Auch wenn Eberhardt selbst erschiene, um zu beteuern, daß er ihn nicht geschrieben hat, was würde es für einen Erfolg haben? Würde mein Vater ihm glauben? Würde er nicht vielmehr Berechnung oder Wankelmütigkeit auf seiner Seite annehmen?

Das ist etwas, was du am besten mit Eberhardt selbst überlegst. Da er dich zu sehen wünscht, wird er dir wohl etwas wichtiges mitzuteilen haben.

Ihn sehen! O Gott, wie gern ich ihn wieder sähe! Aber darf ich mich der Verführung einer solchen Wonne überlassen? Es sind ja alle unsre Überlegungen, alle diese Betrachtungen der Wichtigkeit jenes Briefes nur ein künstliches Gewebe, das uns die einfache Thatsache verschleiert, daß ich zu wählen habe zwischen meinem Vater und dem Manne, den ich liebe. Ich bin nicht unempfindlich für das Glück, das mir blühen würde, wenn ich der Neigung meines Herzens folgte. Wer könnte mich zwingen, des Grafen Dietrich Weib zu werden? Brauchte ich mich darum zu bekümmern, daß ich ihm verlobt bin, wenn ich nicht wollte? Ich könnte ihn rufen lassen und könnte ihm sagen, daß ich ihn nicht liebe. Er sollte noch heute dies Schloß für immer verlassen, wenn ich es wollte. Fürchte ich den Zorn meines Vaters? Ich könnte ihm sagen, daß ich über meine Zukunft selbst zu bestimmen wünschte. Es wäre nicht einmal notwendig, daß ich heimlich mit Eberhardt flüchtete. Offen und frei könnte ich ihm meine Hand reichen, und wir könnten Seite an Seite aller Mißgunst und Feindschaft der Welt Trotz bieten. Wenn ich daran denke, schwillt mein Herz, und ich kann mich kaum enthalten, aufzuspringen und das auszuführen, was ich mir ausmale. Ich sehe im Geiste die trauliche, bürgerliche Häuslichkeit, die mich mit ihm vereinigen würde. Dort ist sein Atelier mit dem klaren, gleichmäßigen Lichte, das auf seine Staffelei fällt, und er ist ruhig und friedlich mit seinem Kunstwerk beschäftigt, während er an mich denkt. Die einfarbigen Wände des hohen Zimmers sind mit Skizzen und Studien bedeckt, und ein jedes Stück ist mir die Erzählung eines Stückes aus seinem Leben. Es ist ein Tempel der Kunst, und Eberhardt ist, nun das Sehnen seines Herzens gestillt ward, mit reinem, frommem Geiste darin thätig und trachtet nach der Vollkommenheit, welche ja das Göttliche ist. Und meine Sorge ist das Hauswesen, meine Arbeit ist es, von seinem Wege alles zu entfernen, was ihn von der Erhabenheit der Ideen abziehen, und alles herbeizubringen, was seinen Geist im Streben nach dem Höchsten unterstützen könnte. Glaubst du nicht, daß mich der Gedanke an eine solche Zukunft mit beinahe unwiderstehlicher Kraft fortreißt und mich antreibt, alle die Schranken niederzuwerfen, die mich davon trennen? Warum gebe ich ihm nicht nach?

Ja, das möchte ich auch wissen, warf Millicent ein. Wenn du den Mut hast, auf allen Reichtum und hohe Titel zu verzichten, um in bürgerlicher Beschränktheit zu leben, warum machst du denn da der Quälerei nicht ein Ende?

Weil ich es nicht kann. Hast du niemals empfunden, daß du wohl etwas thun möchtest, daß du klar einsiehst, welches deine Wünsche sind, und daß du doch aus innern Gründen, die du selbst nicht kennst, das Gegentheil von dem thust, was dir wünschenswert erscheint?

Nein, das habe ich nie empfunden, und es kommt mir auch so vor, als ob das ein bißchen verrückt wäre.

Freue dich, daß du es noch nicht empfunden hast, wie ich, denn es bedeutet den schwersten Kampf. Und doch denke ich, es ist Gnade, es zu empfinden. Ich weiß, daß es mir so erging wie dir. Noch vor wenig Wochen war ich so zweifellos in meinem Wollen, wie du bist, und ich sprach es dem General gegenüber aus, daß nichts mich vermögen könnte, eine wahre Neigung zu unterdrücken, um einem Manne die Hand zu reichen, den ich nicht liebte. Damals sah ich mit Verachtung auf die vielen Frauen, die sich, wie ich es nannte, den gesellschaftlichen Vorurteilen opfern. Kommt es doch im Leben nur selten vor, daß ein Mädchen denjenigen heiratet, den sie gern geheiratet hätte. Aber ich sehe jetzt ein, daß es Unrecht von mir war, allen diesen Frauen Mangel an Herz und an Kraft vorzuwerfen, und ich denke, daß vielen von ihnen nicht nur herzliches Mitleid, sondern sogar Bewunderung gebührt. Wenn sie es über sich vermögen, mit gebrochenem Herzen doch die Pflichten einer Hausfrau, Gattin und Mutter treulich zu erfüllen, so gehorchen sie darin wohl einem himmlischen Zuge, der sich in ihnen mächtig zeigt, und den wir als das Band verehren müssen, an welchem Gott sie leitet. Sie haben sich selbst zum Opfer gebracht, um andre glücklich zu machen, und das ist das höchste, was ein Mensch vollbringen kann.

Nun, sagte Millicent, man kann ja die Dinge schließlich ansehen, wie man will, und es kommt immer darauf an, von welcher Seite man sie betrachtet. Aber ich glaube, wenn du bei frischem Mute wärest, würdest du nicht wie ein Prediger sprechen.

Ich bin allerdings leidend gewesen und fühle mich noch immer nicht wieder wohl, entgegnete Dorothea mit schwermütigem Lächeln. Aber solche Tage haben auch ihre Bedeutung und lehren uns oft mehr als ganze Jahre voll Glück und Gesundheit. Ich habe die Gewißheit gewonnen, daß ich nicht zum Frieden kommen würde, wenn ich das ausführte, was ich mir als Glück in meiner Phantasie ausmale. Ich weiß, daß ich niemals ruhig sein würde, wenn ich denken müßte, ich hätte die Wünsche meines lieben Vaters und die Verhältnisse, in welchen ich doch nun einmal geboren bin, mißachtet. Selbst die Reize der künstlerischen Häuslichkeit und einer glücklichen Liebe würden in meinem Innern die Stimme des Gewissens nie ersticken können, und ich würde im Laufe der Zeit immer deutlicher die Gestalt meines Vaters vor mir sehen, wie er kummervoll und gebeugt durch dies alte Schloß dahinwankte und mein Andenken verfluchte. Aber selbst dieser Gedanke ist es nicht allein, der mich davon abhält, meiner Neigung rücksichtslos zu folgen. Denn ich könnte mich ja, was dies angeht, auch wieder mit der Hoffnung betrügen, daß mein Vater es vielleicht doch verwinden könnte. Alles, was wir uns deutlich vorstellen können, läßt es zu, daß wir es uns rosig oder schwarz färben, je nachdem wir gerade gestimmt sind. Doch giebt es ein Etwas, das ich dir nicht erklären kann, weil ich es selbst

nicht klar erkenne, und dies ist es, was mich gegen meinen Willen zwingt. Soll ich dir sagen, welcher ein Gedanke mir immer wieder gekommen ist? Ich denke, Eberhardt wäre es nicht wert, von mir so geliebt zu werden, wie ich ihn liebe, wenn er nicht fähig wäre, seine Liebe zu mir zu überwinden. Und so denke ich auch, daß ich einer wahren Liebe nicht wert wäre, wenn ich nicht die Kraft hätte, gut zu werden, trotzdem daß diese Liebe keine Erfüllung findet. Es ist ein ganz anderes Gefühl, mit dem ich an das Unglück Eberhardts als das, womit ich an das Unglück meines Vaters denke. Während ich mir nichts vorstellen kann, was meinen Vater über das Scheitern seiner Pläne trösten könnte, und deshalb nur mit Gram an ihn denken würde, wenn ich ihm ungehorsam wäre, so umgiebt kein Schatten und Schleier die lichte Gestalt des Geliebten, der auf mich verzichten muß.

Thränen quollen aus Dorotheens Augen hervor, und Millicent betrachtete sie voller Bewunderung.

Er wird mich verstehen, fuhr Dorothea fort, er kann sich in meine Seele hineindenken. Er wird niemals an mir zweifeln. Auch ist er so edel und so stark, daß er seinen Schmerz überwinden wird. Es giebt eine Verbindung zwischen ihm und mir, welche so innig ist, daß sie nicht zerrissen werden kann, und welche unser innerstes Herz beseligt, selbst wenn wir getrennt sind. Der Gedanke an ihn wird mich bei allen meinen Handlungen begleiten und wird mich immer davon abhalten, etwas Schlechtes zu thun, und so wird auch er durch mein Bild für immer über die Gemeinheit erhoben werden und in dem Siege über das eigne Herz zum Höchsten befähigt werden. Unsrer Herzen sind dazu geschaffen, daß sie kämpfen und siegen sollen, und die Liebe, welche wir zu einem sterblichen Menschen empfinden, ist eine Kraft unsrer Seele, welche noch nicht auf das richtige Ziel verwandt wird. Wenn wir wahr und heiß lieben, so kann wohl das Unglück in unsrer Liebe einen Teil unsrer Fähigkeiten lähmen, aber die Glut und Beständigkeit der Liebe selbst ist doch nur ein Beweis für die Kraft der Seele, der sie innewohnt, und mit derselben Leidenschaft, welche wir auf das vergängliche und wandelbare Ebenbild Gottes richteten, werden wir dereinst Gott selbst zu lieben imstande sein. Oder glaubst du, daß der gütige Gott ungerecht wäre? Glaubst du, daß die Verheißung Christi eine Thorheit wäre? Nur wer die Kraft hat, das zu opfern, was ihm das Liebste auf Erden ist, nur der ist befähigt, die Seligkeit des Göttlichen zu schmecken. Ich bin nicht gut, darum hat Gott diese Prüfung über mich verhängt. Sie ist zu meinem Besten, ich soll durch sie geläutert werden. Wenn ich daran denke, mit welcher Güte mich Gott überschüttet hat, seitdem ich lebe, und wie wenig ich mich seiner Wohlthaten würdig gemacht habe, dann verstehe ich diese Prüfung. Wie unendlich viele Menschen giebt es, die so arm und elend sind, daß sie Gott auf den Knien danken würden, wenn sie nur den zehnten Teil von dem Guten hätten, das mir beschieden worden ist. Wenn ich alles das, was ich unverdient erhalten habe, Gesundheit, gute Erziehung, Reichthum, Kunst, alles was eine bevorzugte Stellung im Leben verleiht, in die eine Schale häufe und dagegen in die andre Schale das, was ich gethan habe, um mich dafür dankbar zu erzeigen, so erschrecke ich über meine große Schuld. Wie muß ich mich schämen, wenn ich an die Frauen und Mädchen denke, die ihr Leben den Kranken, den Armen und den Unwissenden weihen, und deren Tage von früh bis spät der Arbeit für andre gewidmet sind! Denn das ist es, was Christus von uns verlangt, um uns seiner würdig zu finden. Ich aber habe für mich selbst gelebt,

ich habe den Reichtum zu meinem Vergnügen genossen, anstatt ihn unter die Bedürftigen auszuteilen. Ich bin in der Welt umhergereist, als ob dieser reiche und schöne Wohnsitz noch nicht gut genug für mich wäre, und anstatt die armen Leute hier um mich herum glücklich zu machen mit meinem Überfluß, habe ich ihn in luxuriösem Leben im Auslande vergeudet. Wenn ich jetzt abberufen würde vor den höchsten Richter, was wollte ich ihm erwidern, wenn er mich fragte, wie ich mit dem Pfunde verfahren sei, das er mir gegeben hat, damit es Zinsen tragen solle? Darum will ich Gott dankbar sein, daß er mir in seiner Langmut Gelegenheit giebt, wieder gutzumachen, was ich versäumt habe, und anstatt an mein eignes Glück zu denken, will ich mich der Aufgabe weihen, die er mir gestellt hat, und die er mir jetzt voll Gnade von neuem zeigt, indem er mich zwingt, an meinem Plage auszuharren. Und endlich — was ist das Glück? Wenn uns Gott dazu bestimmt hat, gut zu sein, muß dann nicht notwendig die Erfüllung unsrer Pflichten das Glück sein? Ich glaube, Gott dienen heißt sein Leben genießen, und in der Hoffnung, glücklich zu werden, will ich seine Gebote erfüllen.

Millicent hörte ruhig zu und antwortete nichts, als Dorothea so sprach, aber sie dachte, während sie der Freundin und Herrin schweigend ins Gesicht sah, daß nur die Niedergeschlagenheit ihres krankhaften Zustandes aus ihr rede. Denn Millicent begriff es nicht, was Dorothea sagte. Sie besaß einen guten Verstand und eine schnelle Auffassung, aber ihre Begriffe umfaßten nicht den weiten Kreis der Ideen, welche Dorotheens Seele erfüllten und ihr einen Halt und eine Stütze verliehen, die sie niemals im Stiche ließen. Aber obwohl sie Dorothea nicht begriff, hatte sie doch eine Ahnung davon, daß es ein Etwas geben müsse, das dem edeln Geiste niemals verloren gehen könne, und sie glaubte in dem stillen Antlitz und den leuchtenden Augen der Freundin den Abganz jenes innern Lichtes zu erblicken, das von keiner Finsternis des äußern Lebens erstickt werden kann.

Während Millicent noch stumm darsaß und nicht wußte, ob sie Dorothea mehr für krank und bemitleidenswert halten oder aber sie bewundern sollte, klopfte es an die Thür, und gleich darauf wurde dieselbe mit der leisen Vorrichtung geöffnet, welche man in Krankenzimmern anwendet. Die beiden Mädchen fuhren überrascht von ihren Sitzen auf, denn Baron Sextus selbst kam herein.

Er ging auf Dorothea zu, küßte sie auf die Stirn und sprach seine Freude darüber aus, daß es ihr wieder besser gehe, dann gab er Millicent einen Wink, ihm zu folgen, zog sich mit ihr in den Hintergrund des Zimmers zurück und sprach leise zu ihr. Millicent konnte einen kleinen Schrei des Erstaunens nicht unterdrücken, wandte sich dann aber rasch nach der Thür und eilte hinaus, nachdem sie der Freundin noch einen Blick zugeworfen hatte, in welchem ein Ausdruck von triumphirendem Entzücken zu lesen war, der Dorotheens Herz höher schlagen machte, obwohl er ihr rätselhaft erschien.

Baron Sextus aber kam wieder zu seiner Tochter Sitz und faßte ihre Hand. Etwas ungewöhnliches lag in seinem Wesen, was Dorothea seltsam aufregte. Die Runzeln in den rotbraunen Wangen zuckten, und die grauen Augen zeigten innerliche Bewegung an.

Mein armes Kind, sagte er, ich fürchte, ich bin gegen dich dein Leben lang nicht gewesen, wie ich hätte sein sollen. Nein, nein, fuhr er fort, als Dorothea ihn mit bittendem Gesicht unterbrechen wollte, ich weiß recht gut, was ich gegen dich gesündigt habe, und in diesen letzten Tagen hat mich Gott der Herr so

derb mit der Nase darauf gestoßen, daß ich meine Fehler nicht wohl übersehen kann. Anstatt ihm für seine Huld dankbar zu sein, daß er mir eine so gute Tochter, ein so adrettes, strammes Mädchen schenkte, wie du bist, habe ich in Unzufriedenheit gegen seine göttlichen Fügungen aufgemuckt und —

Baron Sextus fuhr mit der Hand nach den Augen, wischte eine Thräne heraus und räusperte sich.

Dorothea konnte ihres Erstaunens noch nicht soweit Herr werden, daß sie hätte fragen können, und sie blickte in einer wunderbaren Mischung von Hoffnung und Bestürzung auf ihren Vater, in dessen Wesen sie eine auffällige Veränderung las.

Wenn ich das bedenke, fuhr Baron Sextus fort, wenn ich bedenke, wie undankbar ich gewesen bin, und daß ich sogar meine grauen Haare noch in Narretei habe verstricken lassen, so muß ich mit umso größerer Beschämung wegen meiner Thorheit an die göttliche Weisheit denken.

Aber mein lieber Vater, sagte Dorothea, wie meinst du das nur, und inwiefern machst du dir denn Vorwürfe?

Es sind hier Dinge geschehen, mein Kind, sagte der Baron kopfschüttelnd, Dinge, von denen du dir nichts träumen läßt, und die ich dir am heutigen Tage, wo du kaum ein bißchen wieder zu Atem gekommen bist, auch nicht erzählen will. Nur das will ich dir mitteilen, daß sich alles durch Gottes gnädige Fügung für dich und für mich zu einem guten Ende gewandt hat. Wir hatten alle beide, du und ich, mein armes Kind, von Anfang an einen richtigen Blick auf den jungen Herrn gehabt, der sich Eberhardt Eschenburg nannte. Nur daß ich mich in meiner alten und sichern Menschenkenntnis leider durch äußere Einflüsse erschüttern ließ, während du —

Der Baron hielt inne, indem er sah, daß Dorothea erbleichte und nach der Armlehne ihres Stuhles griff, um sich zu halten. Er umschlang sie und stützte ihren Kopf an seine Schulter.

Siehst du, sagte er, so schwach bist du noch. Lieber will ich dir jetzt noch garnichts sagen.

O nein, bitte, bitte, lieber Vater, fahre fort, sagte Dorothea. Mir ist schon wieder ganz gut, und ich kann alles hören.

Ist das auch wirklich wahr? fragte Baron Sextus besorgt.

O ganz gewiß, sagte sie, solche Dinge, wie du sie jetzt sprichst, kann ich sehr gut hören.

Nämlich, mein Kind, sprach der Alte nun weiter, was die Hauptsache betrifft, nämlich die Succession der Herrschaft Giehhausen, so hat sich darin eine höchst wunderbare Wendung zugetragen, welche mir der klarste und deutlichste Beweis dafür ist, daß unser Haus unter dem sichtbaren Schutze Gottes steht, und auch dafür, daß die Grundsätze, welche ich stets vertreten und verfochten habe, durchaus richtig sind und als das eigentliche Fundament der staatlichen Ordnung angesehen werden müssen. Nur allein der grundbesitzende Adel, insofern er, und im Hinblick darauf, daß er —

Sagtest du nicht eben, lieber Vater — so unterbrach ihn Dorothea, stehend zu ihm aufblickend —, sagtest du nicht, daß wir beiden ganz richtig geurteilt hätten, als wir Herrn Eschenburg für einen Ehrenmann hielten?

Ja, das sagte ich, mein liebes Kind.

Was meinstest du denn damit, daß du von ihm sprichst, als habe er sich nur Eberhardt Eschenburg genannt? Ist das nicht sein wahrer Name?

Dorothea hatte sich von dem ersten Erschrecken erholt, das ihr dieser Name im Munde ihres Vaters verursacht hatte, und sah dem alten Herrn mit einer Spannung ins Auge, die ihre Gesichtszüge mit dem Feuer des höchsten Lebens durchstrahlte.

In diesem Augenblicke wurden draußen auf dem Korridor Schritte vernehmbar, auf welche der alte Herr lauschte.

Welches sein wahrer Name ist, meine liebe Dorothea, sagte er, ihre beiden Hände erfassend und ihr zärtlich ins Antlitz sehend, das wird er dir jetzt gleich selber sagen.

Ein Schrei ertönte von Dorotheens Lippen, sie riß ihre Hände aus denen ihres Vaters los und blickte mit vorgeneigtem Halse in höchster Erregung nach der Thür. Sie fühlte sich wie in einem wunderbaren Traume, und indem sie eine Wahrheit ahnte, die ihr zu schön erschien, um glaubhaft zu sein, ward sie von einem überwältigenden Sturme von Empfindungen durchtobt.

Aber jetzt öffnete sich die Thür, und der Traum ward Wirklichkeit, die Ahnung ward Gewißheit. Die hohe Gestalt Eberhardts erschien auf der Schwelle, und sein vom Zauber der Liebe verklärtes Antlitz strahlte ihr entgegen.

In die geöffnete Thür hinter ihm drängte sich Willicents Gesicht; das gute Mädchen, welches ihn herbeigeholt hatte, konnte sich den Anblick dieser Freude nicht versagen.

Er trat zwei Schritte herein und blieb wie im Taumel stehen. Da ging ihm Baron Sextus entgegen, führte ihn zu seiner Tochter und sagte mit einer Stimme, die vor Rührung bebte: Liebe Dorothea, dies ist der ältere Sohn des Grafen Eberhardt, es ist der Graf Eberhardt von Altenschwerdt.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Ebenso unbekannt mit den Ereignissen des Tages wie Dorothea und Willicent waren auch drei Herren geblieben, die sich bald nach dem Frühstück mit ihren Gewehren unter Führung des Jägers des Barons Sextus vom Schlosse aus auf den Weg gemacht hatten, um Hühner zu schießen. Diese Herren waren der Graf Dietrich von Altenschwerdt und die Leutnants von Drießen und von Mengsburg, welche am Tage vorher eine Wette im Pistolenschießen ausgefochten hatten und die Veranlassung zu jener Zusammenkunft auf dem Scheibenstande gewesen waren, die sich verhängnisvoll für den Freiherrn von Baldeghem gezeigt hatte. Es waren lebenslustige junge Herren, die nach Schloß Eichhausen gekommen waren, um sich zu amüsiren. Sie empfanden es sehr peinlich, daß sich eine dunkle Wolke über dem Schlosse lagerte, welche den Sonnenschein der Freude abhielt. Das Duell hatte alles Amusement vertrieben, dazu kam noch die Krankheit der Braut, die Abreise des Barons Botho mit seiner Familie und einem weitem Bekanntenkreise, kurz, es war nicht so, wie die Gäste es sich ausgedacht hatten, und die erhofften Lustbarkeiten in dem großen Schlosse bei dem reichen Baron erwiesen sich als Traum und Schaum. Zwar blieb immer noch ein beträchtlicher Kreis zurück, Verwandte des Barons von seiten seiner verstorbenen Gemahlin und einige andre Leute, die ihm nahe standen und sich darüber freuten, daß die heftigen Sextus eine solche Niederlage erlitten hatten, aber sie schienen alle eine Empfindung davon zu haben, daß das Verlobungs-

fest unter übeln Vorbedeutungen stattfindet, und sie zeigten alle eine ernste Miene. Dieser trüben Stimmung gedachten die drei jungen Herren aus dem Wege zu gehen, und sie hatten eine tüchtige Jagdtasche voll Lebensmitteln und Getränk mitgenommen, um den ganzen Tag draußen zu bleiben und erst am Abend zum Diner zurückzukehren. Sie strichen unter allerhand Gesprächen, die sich hauptsächlich um die letzten Begebenheiten im Schlosse drehten und immer wieder auf das Duell als das interessanteste Ereignis zurückkamen, im Felde umher, erlegten ziemlich viele Rebhühner und lagerten sich um Mittag unter einer stattlichen Buche, um sich an dem alten Portwein des Barons und dem kalten Geflügel zu erquicken, das sie mitgebracht hatten.

Dietrich nahm an der Unterhaltung beinahe nur äußerlich Theil. Er ward von Gedanken bewegt, die er nicht aussprechen durfte. Mehr als alle andern empfand er das Gezwungene, das Unheimliche der Lage, und er ward seiner empfindlichen Natur nach sehr schmerzlich dadurch berührt. Er war in einer unglücklichen Stimmung, er zermarterte seinen Kopf und fühlte sein Herz von den verschiedensten Empfindungen zerrissen. Es war ihm eine Wohlthat, draußen herumstreifen zu können und in einer Gesellschaft zu sein, deren Aufmerksamkeit sich zwischen den Rebhühnern und seiner Person theilte. Aber wenn er auch meistens ruhig vor sich hingehen und seine Gefährten mit gelegentlichen Redensarten abspießen konnte, so war er doch zu sehr von sich selbst in Anspruch genommen, um wirklich eine Beruhigung oder gar ein Vergnügen in der heutigen Jagd zu finden. Vor allem beklagte er sich selbst wegen seines traurigen Looses und dachte mit einer Sehnsucht an Anna Glock, die sich noch unendlich brennender gestaltete, seitdem er Bräutigam und durch eine von der Sitte geheiligte Schranke von ihr getrennt war. Die Unzufriedenheit mit sich selbst nagte an ihm, und er strafte sich mit allen den Vorwürfen, die er sich früher schon wegen seiner Schwäche gemacht hatte. Dann aber empfand er auch lebhaftes Mitgefühl mit Dorothea. Wenn er auch zu Zeiten wütend darüber war, daß sie seine Liebenswürdigkeit nicht zu schätzen wußte und ihn durch ihre Erkrankung vor den Gästen blamirte, so siegte doch immer wieder seine große Gleichgiltigkeit gegen sie über diese Empfindung von Ärger und Haß, und er ward schließlich durch eben diese Gleichgiltigkeit zu einer gerechten Beurteilung ihrer Empfindungen geführt. Indem er daran dachte, daß er selbst auch beim besten Willen nicht imstande sei, seine Braut zu lieben, verzieh er ihr, daß sie ihn nicht lieben könne, und indem er sich klar machte, daß Dorothea eine unglückliche Liebe zu dem Maler hege, schalt er voll Empörung auf die Tyrannei der Eltern und der Verhältnisse. Er hatte Dorothea genau genug kennen gelernt, um eine hohe Achtung vor ihr zu empfinden, und er hätte gern etwas gethan, um dieses edle und verständige Mädchen glücklich zu machen. Er war voll Verzweiflung darüber, daß er gerade dazu berufen sei, sie unglücklich zu machen. Zugleich erfüllte ihn aber diese Achtung mit einer großen Scheu und machte seine Neigung, Dorothea zu heiraten, vollends zu nichts. Er dachte an Anna Glock mit umso stärkerer Neigung, je mehr er ihre hingebende Sanftmut mit Dorotheens erhabener Gesinnung verglich. Ich werde von nun an zwei Mütter haben, sagte er sich, mit den Zähnen knirschend, und ich werde nur noch eine Puppe sein.

Auch über die äußern Verhältnisse seiner Zukunft machte er sich Sorge. Baron Sextus hatte ihm gesagt, er erwarte, daß er mit seiner Frau gleich nach der Hochzeit auf seinen Posten zurückkehre und sich mit allem Eifer dem Dienste

widme. Baron Sextus erwartete offenbar, seinen Schwiegersohn sich zu einem bedeutenden Staatsmanne entwickeln zu sehen. Dagegen hatte ihm Dorothea gesagt, daß sie darauf rechne, er werde in Eichhausen bleiben und seine Thätigkeit mit ihr vereint auf das Wohl der Angehörigen der Herrschaft und das Gedeihen der Güter ihres Vaters richten. Ich fasse die Bestimmung meines Ahns wegen der Erbfolge so auf, hatte sie zu ihm gesprochen, daß er die Absicht hatte, die Herrschaft Eichhausen sollte immer unter der wohlwollenden Leitung derselben Familie bleiben und nicht zerstückelt werden oder in Hände fallen, die nur für den eignen Nutzen arbeiten. Dorothea wollte ihn also offenbar zu einem echten Landjunker machen. Dietrich hatte beiden geantwortet, er sei vollständig bereit, zu thun, was sie wünschten. Die beiden können es unter sich ausfechten, dachte er. Ich werde mich hüten, mir daran die Finger zu verbrennen. Das eine ist mir gerade so widerwärtig wie das andre. Ich will weder bei der Dreifelderwirtschaft, dem Rieselsystem und der Viehzucht verbauern, noch will ich im Bureau versauern. Er beschäftigte sich in Gedanken damit, wie er alles einrichten wolle, wenn es sich entschieden haben würde, ob er im Dienste bleiben oder nach Eichhausen ziehen sollte. Auf jeden Fall wollte er zweierlei thun: erstlich dafür sorgen, daß er Anna Glock unter Augen behielte, und zweitens sich einen Schlupfwinkel bereiten, wo er ungestört dichten könnte. Er dachte sich aus, daß er für Anna eine Position als Klavierlehrerin ausmachen wolle, entweder in Paris, falls er dorthin zurückkehre, oder aber in Berlin, falls er in Eichhausen bleiben müsse. Im letztern Falle gedachte er ein literarisches Werk zu unternehmen, welches ihm als Schirm und Schutz dienen sollte, nämlich eine Geschichte der diplomatischen Verträge seit dem Wiener Kongreß. Unter dem Vorwande dieser Arbeit hoffte er sich ebensowohl in Schloß Eichhausen in einem abgelegenen Gemache bei seinen Dichtungen isoliren, als auch langdauernde Aufenthalte in Berlin nehmen zu können. Indem er diesen Plänen nachhing, kam er auf noch einen Gedanken, den er anfänglich zurückstieß, der aber hartnäckig wiederkehrte. Ebensowohl seine Gutmütigkeit, sein Mitgefühl mit Dorothea, wie sein Wunsch, für sich selbst Freiheit zu erringen, soweit es noch möglich war, ließen ihn bei diesem Gedanken verharren. Er wollte nämlich den Maler Eschenburg heranziehen und zu seinem Freunde machen. Ich werde mich dumm stellen, sagte er sich. Wenn Dorothea ihren Geliebten in der Nähe hat, so ist sie selber glücklich und läßt mich in Frieden meine Wege gehen.

Unter solchen Ideen, die nur in einer Seele Platz finden konnten, die wie die seinige dem praktischen Leben abgewandt, dichterischen Empfindungen hingegeben und dabei verweichlicht und ohne Glauben an die Wahrheit der religiösen und sittlichen Vorstellungen der Gesellschaft war, in welcher er lebte, zog Dietrich mit seinem Gewehr über die Felder hin, ohne rechten Anteil an der Jagd zu nehmen, und kehrte endlich mit seinen Gefährten müde und verdrossen nach Hause zurück. Alle die Bilder der Zukunft, welche seine Einbildungskraft ihm vorzauberte, hatten etwas Betrübendes und Beängstigendes an sich, und selbst in der Annahme, daß seine Pläne zur Verfüzung seines Schicksals Wirklichkeit werden könnten, lag nichts, was ihn hätte erheben und begeistern können. Er sagte sich immer wieder, daß er in einer schiefen und mißlichen Stellung sei, und daß kein Versuch von seiner Seite noch auch eine Wendung der kommenden Ereignisse ihn wieder in die glückliche Lage bringen könne, freien Auges auf sich selbst und vor sich hin zu sehen.

Seinen Begleitern entging diese trübe Stimmung nicht. Sie hatten eine Ahnung davon, daß irgend ein Geheimnis in der Luft schwebte, und sie hätten gern gewußt, was es sei.

Der Leutnant von Drießen fragte Dietrich auf dem Heimwege, was er habe. Sie sind doch eigentlich ein Glückspilz, sagte er. Wie können Sie so trübselig aussehen? Die reichste und schönste Braut auf zwanzig Meilen im Umkreise zu besitzen und dabei den Kopf hängen zu lassen!

Ich mache mir Sorgen wegen des übeln Befindens meiner Braut.

Sie wird schon wieder besser werden bis zur Hochzeit. Das wechselt bei dem zarten Geschlecht sehr rasch. Meine Schwester Pauline ist oft am Morgen so elend, daß wir fürchten, sie werde um Mittag vercheiden. Aber abends geht sie auf den Ball.

Ich will Ihnen etwas sagen, lieber Drießen, entgegnete Dietrich. Sie wissen doch, daß in der Herrschaft der Welt von Zeit zu Zeit Umwälzungen eintreten. So war es zum Beispiel, als Kronos dem Jupiter sein Szepter überlassen mußte. Zu solchen Zeiten verkehren sich die Umläufe der Welt, und ihre Gesetze drehen sich um, gleich Schlangen, die sich in den Schwanz beißen. Alsdann fangen alte Leute wieder an, jung zu werden, ihre weißen Haare werden dunkel, ihre Bärte gehen nach und nach aus, und ihre Backen werden glatt und rosig wie bei Ihnen, der Sie gern einen Bart haben möchten. Die jungen Leute werden immer weicher und kleiner, bis sie endlich Säuglinge und ganz unschuldig sind. Dafür aber, weil doch alles rückwärtsgeht, fängt die Mutter Erde an, ihren Schoß zu öffnen und läßt die Verstorbenen hervorgehen und wieder lebendig werden. So ging es ja auch bei Cäsars Ermordung her, als die Toten im weißen Lailach durch die Straßen Roms hinwandelten. Mir aber ist heute so zu Mute, als ob eine solche Umwälzung wieder im Gange wäre, und das liegt mir natürlich auf den Nerven.

Die Leutnants mußten nicht, ob sie lachen oder was sie sonst aus Dietrich machen sollten. Denn ganz ernsthaft war seine Miene, und in seinen dunkeln, sprechenden Augen lag es wie Geistesabwesenheit.

So gingen die drei denn schweigend weiter, und hinter ihnen schritt der Jäger, welcher eine Reihe von geschossenen Rebhühnern an den Schlingen der Jagdtasche baumeln hatte. Es war dämmerig geworden, und die gewaltige Masse des alten Schlosses lag finster und schwer vor ihnen, als sie aus dem Walde traten.

Wir bringen einen ganz netten Beitrag zu unsrer Naturalverpflegung mit, sagte der Leutnant von Mengburg. Die Hühner müssen, wenn sie richtig gebraten sind, beinahe weiß aussehen. Wir wickeln sie zu Hause einfach in Speck und dann in Weinblätter, und braten sie zehn Minuten am Vogelspieß; das ist mir lieber als alle die künstlichen Geschichten mit Wachholderbeeren oder Estragonauce oder Austersauce oder Mayonnaise oder Parmesankäse.

In jeder Kunst ist das Einfache zugleich das Schöne, sagte Dietrich.

Vor dem Portale des Schlosses lehnte ein Mann an dem steinernen Pfeiler, der den Ankommenden einige Schritte entgegen ging. Die flackernden Lichter im Portale ließen ihn als den Begleiter des Grafen von Francken, den jungen Degenhard, erkennen. Er wandte sich an Dietrich und bestellte ihm, sein grünes Hütchen höflich in der Hand haltend, einen Gruß von seinem Herrn und die Bitte, denselben sofort und ohne Aufenthalt auf seinem Zimmer aufsuchen zu wollen.

Seine Excellenz ist also noch hier? fragte Dietrich verwundert.

Ist etwas passiert? fragte zugleich der Leutnant von Driesen.

Ich habe nur den Auftrag, den Herrn Grafen auf der Stelle zu Seiner Excellenz zu führen, antwortete Degenhard. Seine Excellenz sind noch hier.

Dietrich folgte dem jungen Manne, ohne eine fernere Frage zu thun, obwohl er von einer unbestimmten Angst bedrückt wurde, die gleichsam in der Luft zu liegen und ihm durch die ungewöhnliche Aufforderung des Grafen von Francken näherzurücken und eine deutlichere Gestalt anzunehmen schien. Es war auffallend still im Schlosse, einige Diener, welche in der Thür des Kastellans gruppiert standen, sahen ihn, indem sie sich verbeugten, mit sonderbaren Blicken an, und auf dem obern Korridor sah Dietrich in der Entfernung einen Mann gehen, der ihm seiner Kleidung nach ein Gerichtsdiener zu sein schien. Er fand, als ihm Degenhard die Thür zum Zimmer des Generals geöffnet hatte, den alten Herrn mit ernster und trauriger Miene an dem von einer Lampe erhellten Tisch sitzend.

Der Graf von Francken hatte es auf sich genommen, Dietrich über das Unheil zu unterrichten, das sich zugetragen hatte. In einer Unterredung mit dem Baron Sextus hatte er seine Überzeugung ausgesprochen, daß Dietrich ganz unwissend hinsichtlich des Geheimnisses sei, welches die erste Vermählung seines Vaters umgeben hatte, und daß Gräfin Sibylle allein die Schuld trage. Voll Mitleid mit Dietrich hatte er die schwere Aufgabe übernommen, ihn aufzuklären und zu beraten. Dem Baron Sextus war dies Erbieten seines Freundes sehr angenehm, denn während er die Verpflichtung fühlte, alles, was unter seinem Dache geschah, in würdiger Weise zu ordnen, war er doch schon durch traurige Geschäfte andrer Art so in Anspruch genommen, daß er sich davor scheute, mit Dietrich zu sprechen. Er hatte beim Gericht in Holzfurt Anzeige vom Tode des Freiherrn von Waldeghem und der Gräfin von Altenschwerdt gemacht, und schon waren Personen im Schlosse gegenwärtig, um die vom Gesetz gebotenen Schritte vorzunehmen. Auf den erschütternden Schrecken des noch frischen Verbrechens folgte die lähmende, unheimlich geschäftsmäßige Thätigkeit der Behörden. Gesezte Herren mit wichtiger Miene nahmen die entseelten Körper in Augenschein, welche einst in der Fülle der Lebenskraft ein leidenschaftliches und verführerisches Weib, einen berechnenden und von den Frauen vielgeliebten Mann dargestellt hatten, und sie nahmen ein Protokoll über diese kalten Hüllen auf, welche einst Seelen bargen, die so reich an irdischer und so arm an göttlicher Klugheit gewesen waren. Die Thatfachen wurden von vielen und unverdächtigen Zeugen beglaubigt und lagen so klar am Tage, daß das Gericht sich damit begnügte, den Thatbestand festzustellen. Baron Sextus atmete erleichtert auf, als er sah, daß seine Besichtigung einer weitgreifenden Untersuchung unbegründet war, und daß sein Schloß nicht der Schauplatz und Mittelpunkt eines jener Prozesse wurde, welche die Neugierde und Schadenfreude der Menge beschäftigen. Er selbst, vom Grafen von Francken und von Eberhardt unterstützt, konnte sich wohl den Zusammenhang des Geschehenen erklären. Er hörte vom Inspektor Schmidt, daß die Gräfin ein Kapital verloren habe, welches sie in Rudolf Schmidts Hände gegeben und am Tage vorher zurückverlangt hatte. Der Koffer des Ermordeten fand sich im Zimmer der Gräfin in einem Wandschranke versteckt vor, und es stellte sich heraus, daß sie den Diener bestochen hatte, den Koffer dorthin zu tragen. In diesem Koffer fand sich ein Packet Briefe, welche keinen Zweifel darüber ließen, in welchem Verhältnis die Gräfin zu dem Ermordeten gestanden,

und aus welchen Gründen sie dereinst dem Grafen von Altenschwerdt ihre Hand gereicht hatte, obwohl sie damit bekannt sein mußte, daß er schon vermählt war. Aber diese intimen Kenntnisse der Motive des Verbrechens sollten nach dem Wunsche des Barons nicht in die Öffentlichkeit dringen, sie blieben ein Geheimnis zwischen den beiden alten Herren, Eberhardt und dem Untersuchungsrichter.

Was die Abstammung Eberhardts betraf, so konnte kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß er der ältere und legitime Sohn des Grafen Eberhardt von Altenschwerdt sei. Baron Sertus hatte einen Wagen nach Scholldorf geschickt und den treuen Andrew holen lassen. Andrew war beauftragt worden, sämtliche aus dem Brande des Wirtshauses geretteten Effekten seines Herrn nach dem Schlosse zu schaffen, wohin der Baron Eberhardt und seinen Diener als Gäste einlud. Noch im Laufe des Nachmittags war Andrew eingetroffen, und aus den Dokumenten, welche sich in der alten, mit dem Wappen der Altenschwerdts geschmückten Kassette vorfanden, ergab sich die volle Bestätigung der Angaben des Freiherrn von Baldeghem und der aus dessen Korrespondenz hervorgehenden Nachrichten aus jener vergangenen Zeit, welche die Keime zu den verderblichen Früchten der letzten Tage getragen hatte.

(Fortsetzung folgt.)



Notiz.

Eine südamerikanische Kolonisationsgesellschaft. Seit einiger Zeit mehren sich in unserm Vaterlande die Bestrebungen, eine deutsche Kolonisation in Angriff zu nehmen, den deutschen überseeischen Handel zu heben, die deutschen Interessen im Auslande zu fördern. Der Verein für Handelsgeographie, der westdeutsche Verein für Kolonisation und Export, der deutsche Kolonialverein in Frankfurt bilden Mittelpunkte für diese eng miteinander verknüpften und in untrennbarer Wechselwirkung zu einander stehenden Ziele. Vor etwa Jahresfrist nun haben patriotische Männer, welche den genannten Vereinen angehören oder doch in naher Beziehung zu ihnen stehen, eine südamerikanische Kolonisationsgesellschaft begründet, die ihren Sitz in Leipzig hat, und deren Zweck es ist, die bisher vorwiegend theoretisch behandelte Frage deutscher Kolonisation auf privatwirtschaftlichem Wege nunmehr auch ins Praktische zu übertragen.

Das erwähnte Feld ihrer Thätigkeit findet diese Gesellschaft, wie schon ihr Name andeutet, im südlichen Amerika, und hier kamen aus mancherlei Gründen, deren Aufzählung zu weit führen würde, namentlich Argentinien und das nach den blutigen Kriegen jetzt zu neuer Blüte sich entwickelnde Paraguay in Betracht. Ein Herr Lezama in Buenos Ayres bot große, ihm gehörige Landstrecken (sogenannte lots), welche am Iguazú auf der Grenze zwischen Argentinien, Brasilien und Paraguay gelegen sind, unter günstigen Bedingungen zum Kauf an, und um